

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 106.

Montag, 27. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

23.

„Sie wünschen?“

„Ich möchte Fräulein Cyrille sprechen.“

Eine magere Frau mit schmutzig-grauem Haar musterte misstrauisch die junge elegante Dame. „Sind Sie von der Polizei?“

„Nein, eine Kollegin.“

Die Tür schloß sich, eine Sicherheitskette klirrte, endlich konnte Jutta eintreten.

„Da drüben“, zeigte die Frau mürrisch. „Abgesehen könnten Sie die Miete für Ihre Kollegin bezahlen. Ich habe mein Geld nämlich auch nicht gestohlen.“ Sie ging zur Küche, ohne eine Antwort abzuwarten, und schlug die Tür zu, daß es knallte.

Auf ein schüchternes „Herein“ trat Jutta ein. Cyrille stand hinter dem Tisch, wie hinter einer Schutzwehr, und fragte ängstlich: „Sie wünschen?“

Jutta musterte neugierig das Mädchen, von dem sie schon so viel gehört und von dem sie so wenig wußte.

„Ich wollte Sie kennenlernen“, antwortete sie so herzlich, wie es ihr möglich war. „Der Herr, auf den Ihr Freund gestern schoß, ist ein guter Bekannter von mir.“

„Der Baron“, sagte Cyrille aufatmend. „Gottseidank ist es nicht schlimm oder —?“

„Er liegt im Krankenhaus“, log Jutta. „Es sind Komplikationen eingetreten. Wer weiß noch, wie es enden wird.“

Die andere schrie auf. „So ein feiner Herr! Aber ich habe keine Schuld.“

„Direkt nicht. Davon redet auch niemand. Darf ich mich übrigens setzen?“

Cyrille warf dienstfertig ein halbes Duzend buntseidener Strümpfe von einem Stuhl auf den Boden, fuhr mit dem Taschentuch über die Sitzfläche des Stuhls und schob ihn ihr zu.

Bewundert sah Jutta auf das wirre Durcheinander des Zimmers. Es war hier noch schlimmer, als im Zimmer von Felice, bevor sie da Ordnung geschaffen hatte. Sie war etwas verwirrt und wußte nicht recht, wie anfangen. Sie fühlte, daß sie eine andere Sprache redete als die andere, die, jetzt sicherer geworden, sie ziemlich dreist ansah und die ihr ferner war als die Chinesengaulster im Lunapark.

„Sie wohnen nicht bei Ihrer Mutter?“, begann sie endlich.

„Nein, Mutter wollte nicht, daß ich tanzen gehe. Ich war doch früher im Geschäft.“ Sie legte hier gar keinen Wert auf ihre geheimnisvolle Herkunft. Unter Damen war das nicht nötig.

„Verdienen Sie gut dabei?“

„Na, fett wird man nicht dabei. Will man ja aber auch nicht. Unser Geschäftsführer sagt immer: Kinder, sagt er, haltet auf Linie, das ist die Seele vons Buttergeschäft. Eine zu pudrige Kruste. Kennen Sie ihn auch?“

„Nein.“ Ihre Blicke irrten wieder über die Wäschehaufen, die zerfetzten Bücher mit den grellen Umschlägen, über das Tanzkleid auf dem Bett, über die halboffenen Schubladen. Sie fühlte sich nutzlos werden. Wie würde sie den Weg zu dem Mädchen da finden.

Cyrille war dem Blick ihres Gastes gefolgt. Dabei brauchen Sie sich nichts zu denken. Unordentlich bin ich nicht. Bloß es lohnt sich nicht, einzuräumen, wo doch alle Nase lang gehaust wird.“ Sie zuckte die Achsel. „Als ob hier was zu finden wäre!“

Jutta richtete sich auf. Hier war der Weg. Es ist aber nichts gefunden worden?“ fragte sie leichtfin.

„Hier soll was zu finden sein?“ Sie umschrieb mit einer kreisförmigen Bewegung das Zimmer und lachte auf. „Hier? Da kennen sie meiner Mutter Tochter schlecht.“

Cyrille hatte sich in ihrem Übermut verplappert. Hier also war das Gesuchte nicht. Die Spur begann. Aber vorsichtig sein wie ein Jäger, der sich heranzupircht! „Ich würde an Ihrer Stelle doch aus dieser ungemütlichen Bude ausziehen, etwa zu Ihrer Mutter.“

„Zu Mutter? Nein. Wenn die alles wüßte, würde sie mich windelweich hauen.“

Das wäre gar nicht so übel, dachte Jutta. Also die Mutter Fischer wußte nichts. „Rauchen Sie vielleicht eine Zigarette?“, fragte sie im freundlichsten Ton.

„Au fein. Meine sind längst kutsch. Leer gebrannt ist die Stätte.“ Sie prüfte die Marke genau, nickte befriedigt und zündete eine an. „Können Sie auch durch die Nase rauchen, Fräulein?“

Ich hätte Opiumzigaretten nehmen sollen, dachte Jutta betrübt, um dann dies Frauenzimmer und die Bude zu untersuchen. „Also, da gratuliere ich, daß die Polizei mit langer Nase abgezogen ist. Das muß sehr amüsant gewesen sein.“

„Und ob. Denken Sie, sogar Leibesvisitation haben sie bei mir gemacht. Eine Frau natürlich. Eine Polizeihilfin oder wie sie sich nennen. Als ob man bei der Kledage von heute was bei sich verstecken könnte. Vachhaft.“

„Natürlich werden Sie nicht so dumm sein, das wichtige Dokument bei sich zu verbergen.“

„Natürlich nicht“, antwortete Cyrille prompt, den Rauch durch die Nase ausstoßend.

Jutta beugte sich vor und fixierte die andere scharf. „Wissen Sie schon, daß man neuerdings zur Untersuchung Hellseher verwendet? Der Juwelendiebstahl in Königsberg neulich ist auch auf diese Weise entdeckt worden. Wissen Sie, wie man das macht?“

Cyrille hörte im Rauchen auf und horchte unruhig.

„Der Hellseher faßte den Verdächtigen bei der Hand, hier am Puls, dachte angestrengt nach und erzählte den ganzen Vorgang, auch wo die gestohlenen Juwelen versteckt waren. Es war ganz einfach.“

„So'ne Gemeinheit“, rief Cyrille empört. Und mit einem naheliegenden Gedankensprung: „Können Sie so was am Ende auch?“

„Vielleicht“, log Jutta. „Soll ich's mal probieren?“ Sie sah die andere messerscharf an, bis sie aufsprang und aus dem Zimmer wollte.

Aber Jutta war schon aufgestanden und versperrte den Weg. „Manch einer würde viel Geld für die Papiere geben“, sagte sie fest.

Cyrille lehnte sich zitternd an den Schrank. „Was für Papiere?“

„Lassen Sie jetzt die Dummheiten. Sie wissen ganz genau, was ich meine. Nun?“

„Sie können einen ganz graulich machen mit Ihren Augen.“

Davon habe ich bis heute nichts gewußt, dachte Jutta frohlockend. „Es wäre nämlich für manche erwünscht, wenn die Papiere ans Tageslicht kämen. Unter anderen auch für Herrn Krille.“

Cyrille schnippte mit den Fingern. „Hugo ist mir so gleichgültig. Er hat sich gemein genug gegen mich benommen und mit seinem dämlichen Schuß alles verlorzt. Und wie leicht hätte er auch mich treffen können! Absichten hatte er ja.“

„Er war aber doch Ihr Freund.“

„Er war es, ja, aber das ist lange her. Ein schöner Freund, der so 'ne Geschichte macht und einen in solche Breddouillen bringt. Möchten Sie vielleicht so 'nen Freund haben?“

„Nein“, antwortete Jutta überzeugt. „Und an seinem Freund hat er auch nicht gerade schön gehandelt.“

„Nicht wahr? Reingelegt hat er ihn, aber nun liegt er selbst drin. Ich habe ihn immer gewarnt, den Dollingen heranzuziehen. Der kann doch so was nicht!“

Jutta blinnte sie dankbar an. Georgs so sonderbar formuliertes Lob brachte ihr diese kleine Kröte näher. „Und ich“, fuhr Cyrille fort, „ich sollte am Ende alles ausbaden? Wofür, wenn ich fragen darf? Nicht das Schwarze unterm Nagel hat er mir geben wollen und mich für dumm gehalten, wo ich ihn doch glatt, aber aalglatt, in die Tasche steckte.“

„Das haben Sie“, bestätigte Jutta, ohne eine Ahnung zu haben, worum es sich handelte.

„Als ob ich das Geschäft nicht selber machen konnte. Ganz auf den Kopf gefallen ist man denn doch nicht.“

„Aber Sie haben das Geschäft doch noch nicht gemacht?“

„Es ist nicht so einfach, wie Sie glauben“. Plötzlich stockte Cyrille und sah ihren Besuch erbittert an. „Was wollen Sie denn überhaupt? Denken Sie, ich lasse mir von Ihnen die Würmer aus der Nase ziehen?“

„Ja, das denke ich“, erwiderte Jutta mit einem kurzen Lachen. „Wollen wir uns aber nicht wieder sehen? Es ist dann doch viel gemüthlicher.“

„Weshwegen sind Sie überhaupt gekommen?“

„Um Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen.“

„Was für ein Geschäft?“, bockte Cyrille. „Ich weiß von keinem, das ich mit Ihnen machen könnte.“

„Ich verstehe, daß Sie mir nicht trauen. Wie könnten Sie auch? Wir sehen uns ja heute zum erstenmal. Aber versuchen Sie's nur und machen Sie einen Vorschlag. Der kostet ja nichts. Also kurz: wieviel wollen Sie?“

Juttas Nerven vibrierten vor Spannung. Eine Weile herrschte bedrückendes Schweigen. Dann nannte die andere eine verrückte Summe.

„Etwas viel. Finden Sie nicht auch?“

„Keine Spur. Andere würden viel mehr geben.“

„Und Sie handeln nicht ab?“

„Keinen Pfifferling.“

Jutta überlegte. Die Papiere waren vorhanden, aber sie waren nicht in diesem Zimmer und nicht in diesem Hause. Die dort würde es nicht riskieren, sie hier zu lassen, wo jeden Tag wieder danach gesucht werden konnte. Aber wo konnten sie sein? Bei Freunden? Denen würde sie sie nicht anvertrauen. Wo aber hatte sie sie verborgen?

„Sie sind eine kluge Dame, Fräulein Cyrille. Das haben Sie schon damals bewiesen, als Sie die Papiere aus der Mappe nahmen.“

„Nicht wahr? Wo Hugo mich so hundsmäßig behandelt hat und ich das Ding doch allein drehen konnte?“

„Es war aber doch recht gewagt. Ich bewundere Sie.“

„Gewagt? I wo. Er hatte doch solchen Bammel, daß er zuerst die Mappe nicht in die Bar mitnahm. Es war eine Kleinigkeit. Aber ich habe später, als es zum

Klappen kam, solche Angst ausgestanden, daß ich die Dinger beinahe verbrannt hätte.“

„Es genügt ja, wenn Sie sie gut verwahrt haben. Hat sie jemand in Verwahrung?“ Sie wartete atemlos vor Spannung.

„I, der Affe, soll mich lausen! Erst komme ich, dann eine Weile gar nichts, und dann komme ich nochmal.“

„Eine gesunde Lebensauffassung, nein, wirklich. Aber ich begreife nur nicht, warum Sie so lange mit der Verwertung gewartet haben.“

„Es mußte doch erst Gras wachsen über die Geschichte — was denken Sie denn?“

In Jutta stieg wieder der Haß gegen dies zynische Geschöpf auf, der sie hierher getrieben. Dies Mädchen verdient keine Schonung.

„Sie hätten auch später keine Gelegenheit gehabt“, entgegnete sie hart. „Machen Sie sich doch nichts vor. Wenn Sie damit auf eine fremde Gesandtschaft gegangen wären, hätte man Sie die Treppe herunter geworfen oder man hätte das Dokument zur Prüfung da behalten und Ihnen gar nichts gegeben. Hätten Sie dann klagen wollen?“

Cyrille setzte sich, etwas eingeschüchtert. „Ich habe mir auch den Kopf zerbrochen“, gestand sie zögernd.

„Budelnärrisch sind Sie gewesen“, fuhr Jutta erbarmungslos fort. „Jeden Tag, wo es noch nicht abgeliefert ist, bringt Ihnen dies Dokument Gefahr. Wo ist es denn überhaupt? Das muß ich doch wissen, wenn ich Ihnen das schöne Geld geben soll.“

Ein paar Tränen traten in Cyrilles Augen. „Bei Mutter. Aber sie weiß nichts davon.“

Es würde Jutta schwer, ihren Triumph zu verbergen.

„Aber erst das Geld“, trockte Cyrille plötzlich auf. „Erst das Geld, dann die Ware. Geschäft ist Geschäft.“

„Reden Sie immer noch vom Geschäft?“, höhnte Jutta. „Sie sagten eben, Sie hätten bloß Zeit gewinnen wollen. Aber das ist nun vorüber. Begreifen Sie nicht, daß Sie das Geschäft jetzt nicht mehr machen werden?“

Cyrille fühlte die Wandlung. In ihren Augen glitzerte es. „Das begreife ich gar nicht. Absolut nicht.“

„Schade, nämlich für Sie. Denn das werden Sie doch begreifen, daß man Sie jetzt nicht mehr aus den Augen lassen wird?“

Die andere war aufgesprungen. Ihre Hände ballten sich. Jutta dachte: sie sieht aus, als ob sie mich erwürgen möchte. Ihr Körper federte empor. Ihr Haß gegen dies Geschöpf, das Dollingen mit einem Wort hätte retten können, wuchs mit jeder Minute.

„Und wenn ich die ollen Papiere verbrenne?“

„Auch dazu wird man Ihnen keine Zeit lassen.“

„Bah“, machte die andere. Aber Jutta sah, daß ihre Hand so zitterte, daß ihr die Zigarette entfiel.

„Sehen Sie doch einmal aus dem Fenster“, befahl sie. „Sehen Sie da nicht einen kleinen, hageren Herrn, der wie ein Jockei aussteht? Sie sind umstellt, mein Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Erwachen in der Nacht.

Mond vom Fenster weckte mich,
Schlafbeschwerte Augen ringen,
In der Blässe feierlich
Ahn' ich neue Träume schwingen.

Da und dort ein Hell und Weiß,
Hinter allem blaue Schwärzen,
Glasig spiegelndes Geleis,
Teufelschwanz und fromme Kerzen.

Aus dem Hell und Dunkel baut
Traumgeist schweigende Paläste,
Blod und Beil, betränzte Braut,
Tänzerinnen, Räusche, Feste.

Und die Seele reißt entzückt
An den morschen Wirklichkeiten,
Um hinüber neu beklüdt
In ihr eignes Reich zu gleiten.

Hermann Hesse.

Technische Wunder des alten Babylon.

Vom Schicksal des Turms zu Babel und der „hängenden Gärten“ der Semiramis.

Von Dr. ing. e. h. Franz M. Feldhaus.

Nur mit größter Vorsicht läßt sich heute einiges über die Technik der vorderasiatischen Völker, der Sumerer, Semiten, Babylonier, Assyrer, Meder und Trojaner sagen. Die Forschung in diesen Kulturgebieten ist noch im vollen Gange. Wir sind bisher nur über die Bautechnik in einigem Zusammenhang unterrichtet. Andere technische Nachrichten sind in der umfangreichen neueren Fachliteratur verstreut. Manche Erklärung wird dadurch erschwert, daß die Bedeutung der Schriftzeichen nicht feststeht.

Das berühmteste Bauwerk der vorderasiatischen Kultur ist der aus der Bibel berühmte Turm von Babel, über dessen Form und Abmessungen man sich in Fachkreisen noch nicht einig ist. Die einen sagen, der Turm habe in der Grundfläche des Quadrates 90 Meter Länge gehabt, und sei ebenso hoch zum Himmel emporgestiegen. Andere sprechen von einer Grundfläche von 150 mal 60 Meter bei einer Höhe von nur 21 Meter. Man hält den Turm für die Aufschichtung eines künstlichen Bergmassivs, das den aus der einstigen Bergheimat der Sumerer in das Flachland eingeführten Göttern die gipfelhohe Thronstätte ragender Berge erleben sollte. „Eliemanki, dessen Spitze in den Himmel reichen sollte“, heißt der Turm in neuentdeckten Keilschriften. Die Genesis sagt: „Babylont / laßt uns eine Stadt und Thurm bauen / des Spitze bis an den Himmel reichen / daß wir uns einen Namen machen.“

Zum vornehmsten babylonischen Heiligtum des letzten Jahrtausend v. Chr., zum Tempel Esagila, dessen Grundmauern aus Lehm bis zu $3\frac{1}{2}$ Meter dick waren, gehörte „Zigurratu Eliemanki“, der Stufenturm, das „Haus des Grundsteins von Himmel und Erde“. Diese terrassenförmige Pyramide wurde mehrmals zerstört und wieder aufgebaut. Wer sie zuerst errichtete, ist nicht festzustellen, doch ihre Stätte gilt heute noch den nomadischen Arabern für heilig. Die unterste Stufe bestand aus einem Kern von lufttrockenen Ziegeln und einer mehrere Meter dicken Backsteinverkleidung. Die Forschung ergab, daß die beiden untersten, die mächtigsten Stufen, verschiedene, die oberen gleiche Höhe hatten. Auf der höchsten Stufe erhob sich das Heiligtum des Gottes. Eines der vier Tore hieß: „das hebre Tor des Alls.“ Zum Heiligtum hinauf führte entweder eine Rampe oder eine Treppe — genau ist es nicht festzustellen, da nur noch das weite Loch übrigblieb, in dem die Fundamente des Turmes standen.

In Babylonien gab es fast in jeder größeren Stadt Stufentürme, die religiösen und militärischen Zwecken diente. Auch der mit der Religion jener Zeiten eng verknüpfte Sterndienst machte von diesen Höhen seine Himmelsbeobachtungen; denn die Plattform einer Zigurratu überragte alle sonstigen Bauten der Stadt und gab den ganzen Himmelsraum bis zum Horizont frei. Herodot verzeichnet schon vor über 2300 Jahren in seinen Vorträgen und Schriften den Ruhm dieses Wunderwerkes. Später plante der große Alexander, den inzwischen verfallenden Turm zu erneuern, damit der Bau seinen Namen der Nachwelt verkünde, doch der Tod des jugendlichen Helden hinderte die Ausführung. Zwischen Sage und Geschichte schwanken dann die Angaben über den babylonischen Turm. Der schreibselige Athanasius Kircher widmete ihm 1672 ein Buch, stellt den Turm samt der Erdkugel dar und berechnet, um wieviel unser Stern aus dem Schwerpunkt gekommen wäre, wenn man diesen Bau „bis an den Himmel“ vollendet hätte!

Als arabische Antiquitätenhändler um 1890 auf das unter dem Erdboden noch vorhandene Mauerwerk stießen, verdingte die türkische Regierung die Ausbeutung dieses „Steinbruchs“ an einen Unternehmer, der hier gründlich ausräumte. Wo einst das stolze Babel gestanden hat, breiten sich jetzt Schutthäufen und Trümmerhügel aus; der Euphrat muß durch ein künstliches Wehr am Versiegen gehindert werden, und im alten Stadtgebiet lauern ein paar ärmliche Dörfer. Manche stolze Inschrift babylonischer Herrscher ist in die Umgegend gewandert, um in irgendeinem Stall oder einer Lehmhütte mit Füßen getreten zu werden. Die biblische Erzählung von der Sprachverwirrung zwischen den Menschen, die den verwegenen Turm bauten, scheint auf eine falsche Volksetymologie zurückzugehen. Hebräisch heißt nämlich Babel, das ähnlich wie Babilu, Babel klingt, soviel wie „verwirren“. Manche rechnen den Turm von Babel zu den Wundern der antiken Welt. Zu den „sieben“ Weltwundern gehört aber nicht dieser Turm, sondern ein

anderes sagenhaftes Bauwerk des Zweifstromlandes: die hängenden Gärten.

Diese hängenden Gärten von Babylon, deren Schöpferin die sagenhafte Königin Semiramis gewesen sein soll, verdanken den märchenhaften Angaben griechischer und römischer Schriftsteller ihren Weltruhm. Neue Ausgrabungen ergaben die starke Übertreibung und phantastische Ausschmückung jener Berichte. Babylon, die „Riesenstadt“, schrumpfte bei Prüfung der keilschriftlichen Überlieferung auf ein fünfzigstel der alten Flächenangabe zusammen! Wieviel Phantasie mag da in den klassischen Überlieferungen von ungeheurer hohen und breiten Mauern, von den hundert Toren usw. stecken? Doch ist es natürlich, daß die Griechen, die im 5. oder 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung als Forscher oder Kaufleute nach der alten Kulturmetropole am Euphrat kamen, dort die mächtigen Palastbauten und Bildwerke, die Größe und Pracht der Stadt gewaltig anstauten und in der Heimat beim Erzählen noch um ein gutes Stück übertrieben. Die neueste Forschung glaubt, die hängenden Gärten der Semiramis in einer Palastanlage des Königs Nebukadnezar gefunden zu haben. Dieser Herrscher, der von 605 bis 561 v. Chr. regierte, hatte sich bereits zwei große Paläste erbaut, als er, mit diesem Luxus noch nicht zufrieden, dort, „wo sich die Backsteinmauer dem Herankommen des Nordwindes nähert“, ein drittes Schloß errichtete. Zwischen einigen ärmlichen Dörfern birgt der im Norden gelegene Hügel „Babil“ die Grundmauern jenes Königsschlusses, die ehemals an 30 Meter die Erde überragten. Darauf erhob sich auf breiter Plattform luftig der Palast, dem vom König, wie die Keilschriften überliefern, die Bezeichnung: „Es lebe Nebukadnezar, ein hohes Alter erreiche der Aus schmücker von Esagila“ beigelegt war. „Es kann kaum ein Zweifel sein“, schreibt Weißbach, „daß die Anlage die gleiche war, die die Griechen als die hängenden Gärten der Semiramis bezeichnet haben.“ Kassam glaubt, hier noch Reste von Brunnenhöhlen gefunden zu haben, durch die das Wasser auf die Höhe der Terrasse gehoben worden sei. Jüngst wurden die Ziegel der ehemaligen Prunkherrlichkeit als Material zu einem Euphratwehr verwendet. Zeichen der Zeit! Lautgepriesene Weltwunder der Alten zu stillen Wunderwerken der Neuzeit.

Die Höllenmaschine.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von F. Schrödinghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Die Mitglieder des Stammtisches „Zum Raupenhelm“ waren wieder einmal vollständig versammelt und schnitten auf, daß sich die Ballen bogen. Der Förster lateinerte von schrecklichen, aber durchwegs fähig bestandenen Abenteuern mit Wildschützen, der Apotheker prahlte mit den Gefahren einer Wästenreise, der Baumeister rühmte sich mit der tollkühnen verwegenen Auffstellung eines Turmkreuzes in schwindelnder Höhe, und der Eisenbahnassessor Stieglshupfer gab ein Erlebnis mit einer Höllenmaschine zum Besten, die er noch im letzten Augenblicke aus dem Juge schleudern konnte, bevor alles — und er selbst auch — in Stücke gerissen und in tausend Atomen in die Luft geflogen war.

So aber war nur die Höllenmaschine selber freigeblieben und zwar so ausgiebig, daß nicht ein Faserlein von ihr übrig blieb — der Zug aber war mitamt der teuren Menschenfracht gerettet.

Die Augen des Assessors leuchteten Triumph. Mit dieser sagenhaften Höllenmaschine hatte er schon immer alle Grobsprecher und Aufschneider mundtot gemacht, die verärgert ihre Pfeifen von einem Mundwinkel in den andern schoben. Selbst der Raupenhelm oben im Dedengebüß, das ehrwürdige Wahrzeichen des biederen Stammtisches, kam bei dieser Erzählung von der Höllenmaschine stets in wadelnde Bewegung, als fürchte er Krach und Knall aus dem unheimlichen Mordinstrument und damit das Ende seines beschaulichen Daseins.

Mit besonderer Eindringlichkeit haften die Augen des Erzählers an dem heimlich verehrten, bildhübschen Tochterlein des Stammtisches: „Ja, Fräulein Effi, zu so einer Höllenmaschine gehört Mut, Nannesmut, den kaum einer aus hunderttausenden aufbringt. Nicht wahr — wenn das Leben sozusagen an einem Haken hängt ...“

„O Herr Assessor“, seufzte Fräulein Effi, „wenn einer, dann hätten Sie die Rettungsmedaille verdient. Noch klingt das Lied vom braven Mann!“

„Nicht der Rede wert, Fräulein Effi! Sie wissen ja, Unbarm ist der Welt Lohn. Dem echten Mann genügt das Bewußtsein der eigenen Wertigkeit. Und wenn mir wieder einmal eine Höllenmaschine, sei es in oder außer Dienst, in die Hände fallen sollte, ich würde sie mit der nämlichen, todverachtenden Kaltblütigkeit erledigen wie die erste anno dazumal. Sie können mir's glauben, liebes Fräulein, ich bin immer noch der Mann dazu!“

Die übrigen Mitglieder der Stammtischrunde schwiegen

Scheinbar verhämt vor soviel Männlichkeit. Oder verbißten sie ein grimmiges Lachen? Es war schwer, sich über diese Stammtischreden Flug zu werden, von denen es jeder faustdick hinter den Ohren hatte. Der hartloste war noch der Assessor Stiegelhüpfer, der neben seiner kaum verhehlten Neigung für Fräulein Effi nur noch eine Leidenschaft hatte: er schnupfte heimlich — aber dann unheimlich! Sein angeborener Schönheitsfimmel aber zwang ihn, dieses heimlich-unheimliche Laster vor aller Welt, besonders aber vor den Augen der schönen Effi zu verbergen, denn da wäre er glatt erledigt gewesen.

In diesem Augenblick vererbender Spannung tat sich die Türe auf und der Briefträger legte ein Päckchen vor die Nase des Herrn Assessor Stiegelhüpfer: „Ezpreß!“

„Nanu!“

„Aha!“ riefen die Stammtischbrüder wie aus einem Munde, „das ist gewiß von einer uns unbekannten Dulcinea! Erwischen wir dich endlich einmal, du Schwerendotter! Fräulein Effi, kommen Sie! Jetzt werden seine heimlichen Schandtaten offenbar!“

Geschmeichelt von soviel Interesse für seine Persönlichkeit öffnet der Assessor das Päckchen mit einer Sachkenntnis, wie es nur langjährige Diensterfahrung mit sich bringt. Das Erste, was er zutage fördert, ist ein Bettel, über den sich der ganze Stammtisch neugierig beugt: „Achtung! Hat's dich endlich, du Lump, bu miserabiler! Diesmal kostet es dich das Leben. Inhalt: Höllenmaschine. Aber eine echte!“

Hochachtungsvoll!

Mors Spindelbärt.“

Entsetzt fährt die Munde auseinander.

Anschlatternd und leichenblau tastet sich Assessor Stiegelhüpfer zum Fernsprecher: „Polizei!“

Denn diesmal, darüber lassen die Umstände keinen Zweifel, ist es blutiger Ernst mit der Höllenmaschine! „O du unerbittlich rächendes, unergründlich wirkendes Schicksal, womit habe ich das verdient?“ röchelt sein Herz in atemberaubender Todesangst.

Erst beim Erscheinen der heiligen Hermandad reißt er sich wieder etwas zusammen: „Meine Herren! Ein fluchwürdiger Anschlag auf mein Leben! Eine Höllenmaschine! Bitte, wachen Sie Ihres Amtes. Ich darf mich wohl empfehlen?“

„Dableiben!“ tönt es entschieden aus der Munde. „Soll das etwa Mannesmut sein?“

Die Hüter der heiligen Ordnung tragen inzwischen das corpus delicti mit einer Sorgfalt in den Hof, damit es nicht vorzeitig krepirt und den beschriebenen Hauptkern in tausend Fetzen zerreiße.

Ratlos steht die Munde in weitem Bogen um die Höllenmaschine, mit der man nichts anzufangen weiß. Da endlich ermannt sich der Förster „Tod oder Leben! Was gilt's! Wer, wie ich, dem Tod schon tausendmal ins Auge geschaut, kennt keine Furcht. Und schließlich, was ist so eine Höllenmaschine gegen einen Teufelskerl von einem Wildschäfer? Mannesmut, Herr Assessor!“

Schon hebt er das Päckchen vom Boden auf, kaltblütig nimmt er die letzte Hülle weg. Und die Höllenmaschine liegt entriegelt und entzaubert da als — die Schnupftabaksdose des Herrn Assessor Stiegelhüpfer!

Gräßliches Entsetzen löst sich in schallendes Entzücken auf.

Selbst der Hauptkern wadelt vor Wonne im Dedengebüß. Denn er ist ja Zeuge gewesen, wie die Stammtischrunde dem Assessor diesen Schabernak in heimlicher Stunde ausgeheckt, um seinen vielgerühmten Mannesmut ins rechte Licht zu rücken. Von Stund an war der Stammtisch von Aufschneidereien mit Höllenmaschinen kurtiert. Nur Fräulein Effi schüttelte sich immer vor Entsetzen, wenn sie an die Schnupftabaksdose dachte. Die war ihr noch gräßlicher als eine Höllenmaschine. Und Assessor Stiegelhüpfer begrub eine heimliche Hoffnung in seinem Herzen. Er hatte als Don Juan ausgespielt.

Wahre Geschichten von der Schulbank.

Lehrer erzählen von ihren Schülern.

Die Geschichten, die sich Erwachsene von Schülern erzählen, sind selten originell und noch seltener wahr. Und doch fehlt es in keiner Schulkasse an jenen kleinen köstlichen Episoden, die in den ersten Unterricht ein frohes Lachen bringen, und die verdienen, daß sich auch noch andere an ihnen erfreuen. Die Erlebnisse, die Lehrer und Lehrerinnen im folgenden von ihren Schülern berichten, haben den Vorzug der Echtheit. Der Leser wird hoffentlich finden, daß es ihnen auch a Originalität nicht fehlt.

Die Zwillinge.

Zwillingenbrüder, die ich in meiner Klasse hatte, waren nicht zu unterscheiden. Ich rief den einen beim Namen des anderen,

lobte und strafe den falschen, kurz die ärgerlichen Verwechslungen wollten kein Ende nehmen. Plötzlich riefte Rettung, einer der Zwillinge trug eines schönen Tages einen blauen Samtanzug und war damit hinreichend gekennzeichnet.

Alles schien jetzt zu klappen. Nach einigen Tagen sah ich den einen strahlend an und sagte:

„Willi!“

„Ich bin nicht Willi!“ erwiderte er.

Erstaunt fragte ich ihn, warum er denn die Kleider seines Bruders trage.

„Oh,“ sagte er, „den neuen Anzug bekommt bei uns immer der, der zuerst aufsteht.“

Die Kleinsten studierten das Kaninchen. Bald hatten sie entdeckt, daß es auffallend lange Ohren hat.

„Warum sind sie so lang?“ fragte ich. Um ihre Gedanken in eine bestimmte Richtung zu lenken, stellte ich einem wackeren kleinen Burken eine zweite Frage:

„Zu was hast du denn deine Ohren, Peter?“

Prompt erfolgte keine Antwort:

„Zum Waschen.“

Der Bösewicht.

Rudi kam jeden Tag zu spät zur Schule. Ich war darüber ärgerlich, jankte ihn aus und gab ihm schließlich, als Alles nicht half, einen Klappes hinter die Ohren.

„Rudi“, sagte ich, „weißt du, warum du bestraft wirst?“ Da schwoh Rudi die Hornesader. Noch unter Tränen murmelte er:

„Erst schimpfst du mich, dann sperrst du mich ein, dann haußt du mich. Und jetzt weißt du nicht einmal, warum.“

Einer, der heiraten will.

Eines Morgens (so erzählt eine Lehrerin der Grundschule) kommt ein kleiner Junge zu meinem Pult, legt ein kleines Päckchen vor mich hin und sagt, es sei für mich. Ich öffne, es enthält einen Ring.

„Wie nett, Mädchen“, sage ich, „woher hast du denn den schönen Ring bekommen?“

Er erklärt, er hat ihn in einem Glucksbeutel für 10 Pfennig gefunden. „... und bitte, Fräulein, wollen Sie mich heiraten, wenn ich groß bin?“

Ich kesse ihn zufrieden, indem ich ihm verspreche, daß ich mir die Sache einmal durch den Kopf gehen lassen will.

Ein Frechdachs.

Ein richtiger kleiner Bengel von 13 Jahren, so erzählt eine andere Lehrerin, gibt in der Klasse häufig Anlaß zum Tadel. Schließlich sage ich ihm:

„Ich möchte gerne mit deinem Vater sprechen. Sage ihm, er möchte doch morgen vormittag einmal bei mir vorbeikommen.“

Da ich am nächsten Tag vergeblich auf den Besuch des Vaters warte, stelle ich den Jungen zur Rede:

„Hast du deinem Vater ausgerichtet, was ich dir gestern gesagt habe?“

„Ja, Vater meint, besuchen kann er Sie nicht gut. Aber wenn Sie mit ihm spazieren gehen wollen, da würde er sich sehr freuen.“

Das Unglück.

In einem Aufsatz über Shakespeares Leben schreibt einer vom Vater des Dichters:

„Er war reich, bis das Unglück kam und er nicht mehr die Armensteuer bezahlen konnte.“

Ich erkundigte mich:

„Was war denn das für ein Unglück, Hans?“

Die Antwort erfolgt umgehend:

„Das war das Fräulein, das kam und die Steuer einsammelte.“

Der Theodolite.

Wir sind dabei, in der Religionsstunde das Wort Theologie zu erklären. Wir haben bereits gelernt, daß der erste Bestandteil des Begriffes das griechische Wort „Theos“ ist und „Gott“ heißt.

Ich erkundigte mich:

„Wer weiß noch andere Wörter, in denen Theos vorkommt?“

Einer nennt den Namen Theodor. Ein zweiter meldet sich:

„Theodolite.“

„Das ist aber ein Meßinstrument“, wende ich ein, „was hat das denn mit Gott zu tun?“

„Es ist ein Instrument zum Messen der Engel.“